

dessen Gunst und Willfährigkeit Pilgrim die erzbischöfliche Würde über die künftige Kirchenprovinz für Passau zu erlangen hoffte, als ein Heldenbuch zur Ergötzung seines Hofes gedacht. Mitbeteiligt an der Entstehung des Liedes war Geisas hochgebildete, in deutscher Sitte erzogene Gemahlin Adelheit. Den Ungarn waren die deutschen Nibelungenlieder wegen Etzel, den sie unter dem Namen Ethele als Reichsgründer und Stammvater des arpadischen Herrscherhauses verehrten, längst bekannt. Ihre Teilnahme galt daher nicht den Siegfriedliedern, sondern ausschliesslich denen, die Etzels Beziehungen zu den Burgunden behandelten, also „Not“ und „Klage“. Auf seiner Reise nach Gran im Jahre 973 erfuhr Pilgrim von dieser ungarischen Vorliebe; er übernahm daher gern den Auftrag, den er für seine eignen Bestrebungen auszunützen verstand. Dazu erfand er seinen Amtsvorgänger, den Pilgrim des Etzelischen Zeitalters, den Oheim der Burgundenkönige, dessen durch Konrad verbriefte Aufzeichnungen als Hauptquelle angegeben wurden. Etzels fünfjähriges Christentum und sein Abfall, den er mit dem Untergang seines Reiches reuevoll büsste, soll das Schicksal des ungarischen Grossfürsten Bulcsú spiegeln, der den Glauben nach fünf Jahren abschwor und dafür nach der Schlacht auf dem Lechfeld bei Regensburg grausam gerichtet wurde. So liess Pilgrim den Ungarn durch Etzel ihr künftiges Schicksal, den neuen Reichsuntergang, warnend voraussagen, wenn sie ihren Abgöttern nicht entsagen und den neuen Glauben annehmen und halten würden. Die Taufe Ortliebs soll die Stefans-taufe sein, die wahrscheinlich Pilgrim selber vollzogen hatte. So enthält der NN. viele heimliche Anspielungen auf Zeitverhältnisse und Anhaltspunkte für die Ansprüche der Passauer Kirche auf die künftige Oberherrschaft in Ungarn auf alter Rechtsgrundlage aus Etzels Tagen! Die für den Graner Hof gelieferte Handschrift ging vermutlich beim grossen Mongolenbrand, dem 1241 die ganze Stadt samt der Königsburg zum Opfer fiel, zugrunde. Aber eine Abschrift war in Deutschland zurückgeblieben, die der Bischof wie die Lorcher Bullen geheimhalten musste. Sie tauchte aus dem Archiv des Stefansdomes in Passau am Ende des 11. Jahrhunderts auf und wurde sofort in einer mittelhochdeutschen Bearbeitung veröffentlicht. Um 1200 entstand die strophische Erneuerung der „Not“, während die „Klage“ auf der älteren Stufe der kurzen Reimpare stehen blieb.

Schröfl hat als Geschichtsforscher jedenfalls mit grossem Eifer alle Beweise gesammelt, die ins Treffen zu führen waren. Nachdrücklich sind Stellen hervorgehoben, die man bisher vernachlässigte, z. B. Gran als Etzelburg, das auffällige Verschweigen von Regensburg zugunsten von Passau, die Bayernfeindschaft und dergleichen mehr. Aber seiner endgültigen „Lösung der Nibelungenfrage“ widerspricht die Literaturgeschichte, über deren Ergebnisse er sich allzu leicht hinwegsetzt. Die vielberufene Stelle der „Klage“ meint mit „lateinischen buochstaben“ zweifellos eine lateinische Urschrift, im Gegensatz zu den daraus hervorgegangenen deutschen Gedichten. Die „restlose Aufklärung des bisher missverständlich aufgefassten Ausdrucks“, dass die lateinischen Buchstaben tatsächlich nur die lateinische Schrift im Gegensatz zu der in Ungarn üblichen griechischen bedeuten, wird wenig Zustimmung finden. Ueber das „allmähliche Hineinwachsen des Liedes aus der althochdeutschen in die mittelhochdeutsche Fassung während des 12. Jahrhunderts“ äussert sich der Verfasser

sehr kurz. Er meint, vor 1100 sei das althochdeutsche Gedicht mit leichter Mühe in mittelhochdeutschen Formen umgeschrieben worden; im Anfang (!) des 12. Jahrhunderts brachte ein Minnesänger der Kürnberger Schule die „Not“ in Strophen; im Verlauf des 12. Jahrhunderts fanden mehrere Bearbeitungen statt, bis erst im 13. Jahrhundert zu Wien das Lied unter erneuter sprachlicher Abschleifung, aber unter Erhaltung des alten Gerüsts, die heutige Form erreichte. Trotzdem soll im Grunde Pilgrims Werk genau erhalten sein; die „Klage“, die bekanntlich (?) ein älteres Stadium der Nibelungenentwicklung vertritt, weist noch „auffallend starke Reste der Alliteration“ auf! Dass ein deutscher Bischof um 975 in Bechlarn ein deutsches erzählendes Reimgedicht schreibt, um es für Deutschland streng zu verheimlichen, so dass es später neu entdeckt und veröffentlicht werden muss, ist ganz undenkbar. Das 10. Jahrhundert, das für die deutsche Dichtung überhaupt nichts bietet, sollte „Not“ und „Klage“ geschaffen haben? Merkwürdiger Fall! Dass die Gesamtschilderung der mittelhochdeutschen Dichtungen ins 10. Jahrhundert nicht passt, wird nicht beachtet zugunsten der Züge, die mehr oder weniger wahrscheinlich mit Pilgrims Kirchenpolitik in Einklang gebracht werden können. Wenn Schröfl recht hat, so muss die ganze althochdeutsche Literaturgeschichte umgeschrieben werden. Wenn schon Roethes „Nibelungias“, die, mit streng philologischen Beweismitteln gestützt, in engem Zusammenhang mit der Literaturwissenschaft blieb, abgelehnt werden musste, so kann Schröfls Graner Nibelunge Not, da sie literargeschichtlich unhaltbar erscheint, in Fachkreisen erst recht keine Anerkennung finden. Von der gegenwärtigen Auffassung, die über den Bischof Wolfger von Passau die Brücke zu Pilgrim schlägt, sagt Schröfl gar nichts. Er betritt selbstbewusst völliges Neuland, weitab vom bisherigen Arbeitsfeld der Nibelungenforschung, und wendet sich mit seinem etwas formlosen Buch an das „von Voreingenommenheit völlig freie allgemein gebildete Lesepublikum“. Das Geleitwort Heuslers: „wer das Nibelungenlied aus seiner Zeit und aus der Seele seines Dichters erklärt, der hat die Nibelungenfrage gelöst“ — ist meines Erachtens auf das Buch nicht anzuwenden. Es wäre auch an und für sich seltsam, wenn ein vorwiegend politischer Zweck beiläufig ein unsterbliches Gedicht ins Leben gerufen hätte. Wo sind Zeugnisse für Pilgrims dichterische Fähigkeiten, die wir doch vom Schöpfer eines solchen Werkes fordern müssten?

Rostock.

Wolfgang Golther.

Wigalois, der Ritter mit dem Rade von Wirnt von Gravenbere, hrsg. v. J. M. N. Kapteyn. Bd. I, Text. Bonn, Klopp. 1926. 94, 506 S. 8°.

Auf Grund von 35 teils vollständigen, teils in Bruchstücken überlieferten Handschriften hat uns Kapteyn eine neue Ausgabe des Gwigalois, wie er nunmehr heisst, beschert; eine gründliche, umsichtige und sorgfältige Arbeit. Die Schrift beginnt mit einer sehr ausführlichen sprachlichen Schilderung der Hss. A und B; dabei will K. die Hs. B nach Thüringen verlegen, was sich jedoch nicht mit der regelmässigen Infinitivendung *-en* verträgt. Eine kürzere Schilderung erfährt C, das schwäbisch ist; was K. für diese Zuweisung geltend macht, ist freilich zum grossen Teil auch anderen alemannischen Gebieten eigen (z. B. *kilcha*, *kilchun*!!). Die Erörterung über das Verhältnis der Ueberlieferungen führt zum Teil über die bisherigen Anschauungen

hinaus; insbesondere durch die Annahme von Mischhandschriften. Wieweit hat nun auch der Text selber eine neue Gestalt gewonnen? Ich habe v. 9000—10000 verglichen und 35 Abweichungen — abgesehen von der Lautgestalt der Wörter — zwischen Kapteyn und Pfeiffer festgestellt. Darunter befinden sich fünf unerhebliche Verschiedenheiten in der Wortstellung, zwei im Numerus des Substantivs. In einer ganzen Anzahl von Stellen bietet meines Erachtens Pfeiffer mit seinem Anschluss an A die richtigere Lesung, auch da, wo es im Gegensatz zu den übrigen Hss. steht, indem er das Aeltere, Seltene, Ungewöhnlichere bietet, das leicht von verschiedenen Schreibern in dieselbe jüngere Gestalt geändert werden konnte. Hierher rechne ich 9214, 9306, 9384, 9401 (zweimal), 9442, 9461, 9561, 9724, 9726, 9772, 9928, also zwölf Stellen. Es bleiben also sechzehn Belege anderer Art übrig. Man sieht, es sind also nur recht wenige — und meist recht unerhebliche — Neuerungen, die die neue Ausgabe bietet; Uebersetzungen hat sie nicht gebracht; es war also die Ueberlieferung, auf der Pfeiffer aufbaute, eine recht gute.

Der Variantenapparat, der glücklicherweise unter dem Text steht, hätte durch Weglassung von manchen rein graphischen oder mundartlichen Varianten entlastet werden können; so verstehe ich nicht, weshalb stets angegeben wird, dass *K.* für *liebe liebi* schreibt, da dieser Typus ja bei der Beschreibung von *K.* bereits verzeichnet ist.

Woher weiss *K.*, dass das *a* in *Gwigalois, Larie, Namur* lang ist?

Giessen.

O. Behagel.

**Lutz Mackensen, Die deutschen Volksbücher.** (= Forschungen zur deutschen Geistesgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit II.) Leipzig, Verlag Quelle & Meyer. 1927.

Die deutschen Volksbücher sind, wie schon ihr Name ausdrückt, eine mehr soziologische als dichterische Erscheinung. Es ist deshalb richtig, wenn Mackensen ihre Behandlung in einen weiten geschmacksgeschichtlichen Rahmen einbettet. In den Anfängen gehören Verfasser und Publikum noch zum adligen Stand, jedoch schon die Wahl der Prosa verrät den unritterlich gewordenen Geschmack. Mit der Erfindung des Buchdrucks beginnt dann das Absinken in immer tiefere Schichten, das an der Entwicklung des Titels, des Formats, der Illustration gut abgelesen wird. Der Geschmackswchsel vom Bürgerlichen zum Gelehrten oder Gesellschaftlichen, der die Wende zum Barock charakterisiert, stösst die Volksbücher endgültig in die literar-soziologischen Niederungen hinunter. Es scheint mir vor allem die Tatsache zu sein, dass sich über der „Volksliteratur“ nun eine neue Oberschicht von Bildungsliteratur konstituiert, die das soziale Schicksal der Volksbücher besiegelt. Von da ab haben wir aus der höheren Literatur nur noch Zeugnisse der Ablehnung und Verachtung. Das setzt sich — mit anderen Motiven — im Aufklärungsjahrhundert fort, bis die Romantik zwar ihr literarisches Ansehen wiederherstellt, ohne aber die Gattung noch einmal wirklich beleben zu können.

Weitere Kapitel behandeln die wichtigsten Vertreter der Volksbuchliteratur nach ihren stilistischen und weltanschaulichen Merkmalen in einer neuen Einteilung in „volkstümlichen Roman“ und „Volksroman“. Unter dem letzteren Namen, der offenbar analog dem Begriff des mittelalterlichen „Volksepos“ gebildet ist, sondert M. als geschlossene Gruppe die Volksbücher ab, deren Stoffe

deutschen Ursprungs sind, also den Fortunat, den Eulenspiegel, den Faust und das Lalebuch. Wichtiger als die Herkunft an sich scheint mir dabei die Tatsache zu sein, dass es sich um neue Stoffe handelt, die vom Verfasser des Volksbuchs überhaupt zum erstenmal in literarische Form gebracht sind. Bei den fremden Stoffen ist der deutsche Bearbeiter an seine Vorlage gebunden, übernimmt von ihr aber auch die Vorzüge einheitlicher Handlung und geschlossener Komposition. In den „Volksromanen“ dagegen ist das Gefüge kunstloser, aber damit wird die grössere Frische und Unbefangenheit gewonnen, die diese Gruppe voraus hat. Die Antithesen idealistisch: realistisch, pathetisch: humoristisch, sentimental: derb können den Unterschied näher kennzeichnen. So sehr, wie man sieht, eine solche Kontrastierung den Blick für stilistische Unterschiede schärft, so begrüssenswert überhaupt der Versuch ist, in die ungegliederte Masse der Volksbuchliteratur eine Ordnung zu bringen, so scheint mir doch zweifelhaft, ob die damit vorgeschlagene Gruppierung für den dauernden Gebrauch sich eignet. (Von den Zeitgenossen ist, wie M. selbst hervorhebt, eine solche Einteilung nicht gemacht worden.) Einerseits treffen die hervorgehobenen Merkmale des „Volksromans“ für seine einzelnen Vertreter doch nur in sehr verschiedenem Masse zu, andererseits erscheint die Geschlossenheit dieser Gruppe aber geradezu gesprengt, wenn man bedenkt, dass der Abstand vom „Fortunat“ zum „Eulenspiegel“ und zum „Lalebuch“ offenbar grösser ist als von diesen zur reinen Schwankliteratur. (Aus dem „Lalebuch“ wurden die „Schildbürger“, aus diesen der „Grillenvertreiber“, und damit sind wir eben im Felde des Schwanks. Und der „Eulenspiegel“ hat seine durchaus legitimen Nachfolger in „Klaus Narr“ und „Hans Clauert“.) Ob sich „Eulenspiegel“ und „Lalebuch“ von einer Schwanksammlung wirklich durch andere Eigenschaften noch unterscheiden als durch die Einheit des Helden und damit eine gewisse Gleichartigkeit des Inhalts, wird nicht erörtert, so wie auch im 2. Kapitel, wo als „angrenzende Literaturgattungen“ Legenden, Kalender, Praktiken, Reisebücher und sogar der Amadis sehr schön behandelt werden, vom Schwank auffälligerweise nicht die Rede ist. Der Unterschied zwischen einem mehr modischen, stilisierenden und einem mehr realistischen Geschmack ist richtig beobachtet und von grosser Wichtigkeit, in ihm bereitet sich der Gegensatz zwischen dem sogenannten „idealistischen“ und dem realistischen Roman des Barock vor, aber im Unterschied zum Barock scheinen mir im 16. Jahrhundert zwischen beiden Richtungen keine bestimmbar Grenzen, sondern nur offene Uebergänge zu bestehen.

Zuweilen hätte ein energischeres Eindringen in das Einzelne nichts geschadet. Z. B. ist über den Stilcharakter der Volksbücher zu wenig gesagt. Eine vergleichende Untersuchung hätte den ungeheuren Anteil eines festen Formelschatzes von typischen Charakteren, Situationen, Motiven, Wendungen, Beiwörtern erwiesen, die bis in die mittelalterliche Epik zurückreichen. Auf dieser Grundlage hätte dann der Beitrag der Verfasser bzw. Bearbeiter erörtert werden können, wieweit er nur in der neuartigen Kombination dieser stehenden Formeln besteht und wieweit eigene Erfindung etwa beteiligt ist. — Ferner hätte es im Sinne der vom Verf. angestrebten geschmacksgeschichtlichen Betrachtung gelegen, die bekannten Statistiken über Auflage und Vertrieb der Volksbuchliteratur nicht nur illustrativ einzustreuen, sondern einmal intensiv auszu-